
Neue Ideen im traditionellen Gewand

Harold Eisenblätter

1. Das Institut für Diakonie und Gemeindearbeit beginnt mit seiner Arbeit

Es war im Sommer 1970, als mich Günter Hitzemann anrief und sich mit mir in einem Café in Lichterfelde verabedete. Damals war ich Pastor in der Baptistengemeinde Berlin-Wedding, Müllerstraße. Auf „neutralem Boden“, unbeachtet von anderen Gästen erzählte er mir von seinen Plänen zur Gründung eines Instituts, das den Gemeinden helfen sollte, diakonische Aufgaben wahrzunehmen; denn die wenigen noch im Dienst der Gemeinden befindlichen Diakonissen müssten bald abgezogen werden, weil sie für andere Aufgaben in ihren Diakoniewerken dringend gebraucht würden. Das Institut sollte ein Angebot zur Schulung und Fortbildung ehrenamtlich im Besuchsdienst tätiger Gemeindemitglieder bereitstellen und zugleich auf allen Ebenen den Grundgedanken der Diakonie als eine im Evangelium begründete Lebensäußerung christlichen Glaubens fördern. – Er fragte mich, ob ich die Leitung dieses Instituts übernehmen wolle.

Nach kurzer Bedenkzeit sagte ich zu, denn die mir vorgestellte Aufgabe reizte mich. Sie rief sofort eine Fülle kreativer Ideen in mir wach. Allerdings waren mir damals der Umfang und das Ausmaß der Arbeit noch nicht bewusst. Nach weiteren Vorgesprächen, in denen auch der Name des zukünftigen Instituts festgelegt wurde, begann ich meinen Dienst am 1. November 1970. Als Mitarbeiterin wurde die Diakonisse Elfriede Roth berufen. Sie verfügte über eine solide Krankenpflegeausbildung und hatte zusätzliche Qualifikationen als Lehrschwester erworben. Als wir mit der Arbeit begannen, hatte sie sich noch für eine Zusatzausbildung als Erste-Hilfe-Lehrerin beim DRK beworben. Alle diese Qualifikationen kamen der Institutsarbeit sehr zugute, vor allem aber die vertrauenerweckende Persönlichkeit, gepaart mit Bescheidenheit und einer schier unendlichen Einsatzbereitschaft von Schwester Elfriede.

Ausgestattet wurde das Institut mit zweckmäßig und geschmackvoll hergerichteten Räumen verschiedener Größe, mit einer Bibliothek, Gästezimmern und Büros, so dass für Lehrgangsgruppen und sogar für größere Tagungen in dem wunderschönen Ambiente des Mutterhauses in der Clayallee in Berlin-Dahlem genügend Platz vorhanden war. Damals erlebte ich zum ersten Mal, mit welchen gestalterischen Fähigkeiten Günter Hitzemann bislang wenig genutzte Räumlichkeiten in wahre Schmuckstücke verwandeln konnte. Ein zusätzlicher Vorteil war die Bereitschaft der Bethel-Diakonissen, unsere Gäste in ihre Hausgemeinschaft zu integrieren, was sich besonders bei den gemeinsamen Andachten, Mahlzeiten und Fei-

ern auswirken sollte. Aus heutiger Sicht kann man die Bedingungen für den Start nur als ideal bezeichnen.

Unsere Verabredung zu einer guten Zusammenarbeit mit den übrigen Dienstbereichen des Diakoniewerkes bestand darin, dass wir uns, wenn möglich, einmal pro Woche als Direktor und Institutsleiter trafen, um Planungen zu beraten, Schwierigkeiten zu überwinden und einander über alles Wesentliche zu informieren. Infolge der starken Arbeitsbelastung und vieler erforderlicher Reisen kam es nicht immer dazu. Manchmal habe ich das schmerzlich vermisst. Andererseits war es auch ein Vertrauensbeweis, ein Ausdruck der Zuversicht, dass die Arbeit des Instituts gut lief.

1.1. Diakonische Gemeindearbeit

Mit vielen guten Ideen und Vorsätzen machten wir uns an die Arbeit, entwarfen das erste Curriculum für unsere Grundkurse, gestalteten Werbeschriften und Informationen für die christliche Presse. Wir wollten interessierte Gemeindemitglieder zu uns nach Bethel („Haus Gottes“) einladen und ihnen im geschützten Rahmen dieses Hauses das Lernen und Üben in Ruhe ermöglichen. Die wichtigsten Fächer waren: Seelsorge, Häusliche Krankenpflege, Erste Hilfe, Gesprächsführung, Rechtskunde, Bibelkunde und Sozialkunde. Natürlich war uns klar, dass wir all diese Fächer nicht im Rahmen eines ein- oder zweiwöchigen Lehrgangs umfassend unterrichten konnten. Also entwarfen wir zugleich Aufbaukurse mit unterschiedlichen Schwerpunkten, zu denen unsere Teilnehmer in den Folgejahren eingeladen wurden. So entstand eine enge Beziehung zwischen uns als Institutsleitung und einer größeren Anzahl von Gemeindemitarbeitenden, die sich teilweise fast als zur Bethel-Familie gehörig betrachteten und gerne wiederkamen.

Aber wir bemerkten schon nach kurzer Zeit, dass es nicht immer und überall gelang, zugleich mit den von uns angeleiteten Mitarbeitenden ganze Gemeinden für die Idee der Diakonie zu gewinnen. Also fingen wir an, Kurse für Gemeinden anzubieten. Die Gestaltung solcher Kurse forderte uns Einiges ab. Nicht nur, dass wir zu zweit anreisen und in Gastfamilien Quartier beziehen mussten, wir boten eine Kombination von Kursen für ehrenamtlich Mitarbeitende und Vorträgen für die ganze Gemeinde zu diakonischen Themen an. Das Ganze mündete nach einer arbeitsreichen Woche dann in die gemeinsame Gestaltung eines Gottesdienstes am Sonntagvormittag, bei dem die Sache der Diakonie mit allen Lehrgangsteilnehmern zusammen öffentlich proklamiert wurde. Nicht wenige Gemeinden erlebten bei solchen intensiven Wochen eine Neubesinnung mit dem Ergebnis, dass sich etwa ein Diakoniekreis bildete, der die Verantwortung für Besuchsdienst, Seniorenbetreuung und sogar teilweise für häusliche Pflege übernahm und zugleich eine Vertiefung der Beziehungen untereinander in Gebet und Seelsorge erlebte.

Das waren für uns sehr erfreuliche Früchte unserer Arbeit. Allerdings waren die finanziellen Früchte nicht so üppig; denn selbst wenn die Ge-

meinden uns ein relativ großzügiges Honorar als Spende für das Diakoniewerk Bethel mitgaben, waren doch die Kosten unseres Einsatzes meist weitaus höher. Damals beeindruckte uns dieser Umstand noch nicht sehr. Nachträglich müssen wir es der Leitung und vor allem dem Direktor des Diakoniewerks hoch anrechnen, dass sie diese Lasten mitgetragen haben und unsern Beitrag als einen Dienst der gesamten Bethel-Familie an den Gemeinden verstand.

In abgewandelter Form veranstalteten wir solche Kurse für Besuchsdienst und häusliche Pflege auch als Angebot für kommunale Gemeinden in enger Zusammenarbeit mit den Bethel-Verantwortlichen u. a. in Welzheim und Trossingen. Da kamen vor allem die Frauen der angesehenen Bürger zu gemeinsamem Lernen und Üben zusammen, und die konnten tatsächlich das Erlernte auch zum Segen der betreffenden Ortschaften anwenden.

1.2. Mannschaftswochen

In den ersten Jahren bekam ich die Möglichkeit eingeräumt, in einigen Gemeinden, die darum gebeten hatten, evangelistische Mannschaftswochen durchzuführen. Dazu nahmen sich Mitglieder der betreffenden Gemeinde eine Woche Urlaub und waren den Tag über als Mannschaft zusammen, um unter Anleitung nach ausführlichen Bibelgesprächen und Gebetszeiten die öffentlich ausgeschriebenen Abende vorzubereiten. Diese Wochen waren voller Überraschungen, und ich staunte immer wieder, mit welcher Kreativität und Freude die Schwestern und Brüder ihren Glauben an Christus bezeugten und mit den Gästen zusammen das Heil in Christus feiern konnten. Dabei sind manche zum Glauben gekommen, die ich auch später in der Mitarbeit ihrer Gemeinde wieder getroffen habe. Auch diesen Dienst ermöglichte Bethel in großzügiger Weise. In den späteren Jahren musste er hinter all die neu hinzugekommenen Institutsaufgaben allerdings zurücktreten.

1.3. Gerontologietagungen

Durch die Zusammenarbeit mit Leiterinnen und Leitern gemeindlicher Seniorenarbeit sahen wir uns mit manchen Fragen konfrontiert, die wir aus dem Stand nicht beantworten konnten. Darum schauten wir uns nach Fachleuten um, die etwa aus ärztlicher, psychologischer oder seelsorgerlicher Sicht Phänomene und Probleme des Altwerdens bearbeiteten und die wir zu unseren „Gerontologietagungen“ als Referenten bitten konnten. Diese einmal jährlich durchgeführten Tagungen waren in unserem Gemeindebund und in der freikirchlichen Diakonie etwas ganz Neues und erfreuten sich von Anfang an eines regen Zuspruchs. Manche von denen, die daran teilgenommen haben, fingen später selbst in ihrem Aufgabenbereich mit derartigen Veranstaltungen an. In den siebziger Jahren begann die Gerontologie die Lehrstühle mancher Universitäten zu erobern. So konnten wir aus einem reichen Pool kompetenter Referenten Unterstützung erbitten.

1.4. Seniorenfreizeiten

Eine Konsequenz aus den bei den Tagungen gewonnenen Erkenntnissen zogen wir im Institut selbst, indem wir Freizeiten für Senioren anboten. Damals gab es noch nicht viele derartige Angebote, und da wir nicht nur über geeignete Räumlichkeiten und ein eingespieltes Team verfügten, sondern auch äußerst kompetente Pastoren im Ruhestand für die Mitgestaltung gewinnen konnten, waren wir damit sehr erfolgreich. Die gute Atmosphäre im Mutterhaus trug dazu bei, dass diese Freizeiten immer ausgebucht waren und über Jahre hinweg gute Kontakte mit vielen älteren Menschen aus verschiedenen Gemeinden entstanden. Später boten wir solche Freizeiten auch im Haus Bethel in Wildbad an. Dieses Kurheim und Gästehaus, wie es damals hieß, war erst Anfang der siebziger Jahre durch einen modernen Anbau mit Schwimmbad, Kaminraum, großem Saal und komfortablen Appartements erweitert worden und dadurch für Kurse und Tagungen besonders attraktiv. Wieder einmal hatten sich die innenarchitektonischen Fähigkeiten Günter Hitzemanns bewährt und einen Ort der Erholung und Besinnung geschaffen, der seinesgleichen suchte. Gleichzeitig konnte er mit der ihm eigenen Überzeugungskraft die Verantwortlichen in den Gremien der Diakoniewerke und der Kirchen davon überzeugen, dass es gut sei, dort zu tagen. So wurde neben einer Fülle von Tagungen und Seminaren anderer Träger das Haus Bethel in Wildbad fast so etwas wie eine Filiale des Instituts, eine Akademie, in der Kurse und Freizeiten verschiedenster Art abgehalten wurden. Diese Möglichkeit war besonders für die süddeutschen Gemeinden interessant, auch für Gemeindefreizeiten oder Besinnungswochen unter Mitwirkung des Institutsteams. Ähnliches ereignete sich etwas später auch in den Räumen des Diakoniewerkes Bethlehem-Tabea in Wiehl. Schon bevor es sich dem Diakoniewerk Bethel anschloss, hielten wir in dem wunderschön eingerichteten Tagungshaus dort Kurse und Freizeiten.

1.5. Schwesternfreizeiten und Mitarbeiterfreizeiten

Sie waren eigentlich schon lange auf den Programmen der freikirchlichen Mutterhäuser zu finden, in unterschiedlicher Ausprägung und meist vom Direktor bzw. Vorsteher oder der Oberin geleitet. Nun wurden zunehmend die Räumlichkeiten Bethels, vor allem in Wildbad, aber auch in Berlin und Wiehl dafür gebucht, häufig zusammen mit dem Team des Instituts oder mir allein. In Abstimmung mit der jeweiligen Leitung galt es Bibelarbeiten zu halten, das Singen zu leiten bzw. Kooperations- oder Kommunikationstrainings durchzuführen (damals nannte man das allerdings noch nicht so).

Einmal ist es tatsächlich gelungen: Eine gemeinsame Schwestern- und Mitarbeiterfreizeit für Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den Diakoniewerken Albertinen, Bethel und Tabea konnte in Wildbad stattfinden.

Dieses Experiment gelang so gut, dass die Teilnehmenden noch viele Jahre später davon sprachen und sich an Einzelheiten erinnerten. Alle wünschten, dass so etwas wiederholt würde. Aber leider ist es dazu nie gekommen.

Während der gesamten Zeit seines Bestehens hat das Institut mit seinen Mitarbeitern, seinen Räumen und seinem Know-how auch der Schwesternschaft Bethels für Freizeiten, Tagungen und andere Veranstaltungen zur Verfügung gestanden.

1.6. Konvent der Gemeindeschwestern, später Gemeindediakoninnen

Auf einem ähnlichen Gebiet ergab sich dann aber doch bald eine engere werkübergreifende Zusammenarbeit. Jährlich im Januar trafen sich die Gemeindeschwestern zu ihrem Konvent. Zunehmend waren auch zivile Schwestern unter den Teilnehmenden. Durch die engen Beziehungen zu Bethel kamen die Schwestern besonders gern nach Wildbad. Dort wurde wohl auch der Gedanke geboren, dem bisher nur lose zusammenarbeitenden Konvent eine eigene Satzung zu geben und ihn auf etwas stabilere Füße zu stellen. Im Januar 1978 war es soweit. Die feierliche Unterzeichnung der Satzung, die freudige Erregung der Schwestern und das anschließende Fest im großen Saal werde ich nicht vergessen. Später wurde daraus der Konvent der Gemeindediakoninnen und -diakone, die inzwischen in unserm Gemeindebund einen den Pastoren vergleichbaren Status erlangt haben.

1.7. Gemeinde als Lebensraum

Das Diakoniewerk Bethel wusste sich den Berliner Gemeinden besonders verpflichtet. Darum bejahte es das Vorhaben des Institutsteams, den Mitarbeitenden der Berliner Kirchengemeinden eine maßgeschneiderte Seminarreihe anzubieten. Entwickelt wurde diese Reihe in Zusammenarbeit mit den Jugendpastoren, bzw. -sekretären, verschiedenen Gemeindeleitern und -mitarbeitern, die bereits danach gefragt hatten. Die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Gemeinden fühlten sich teilweise ins Wasser gestoßen ohne recht schwimmen zu können. Also suchten und fanden wir Referenten und Trainer/innen, die zu den typischen Aufgaben Kurse und Seminare anbieten konnten, z. B. ‚Texterarbeitung‘ und ‚Rhetorik‘ (besonders für Predigthelfer und Gruppenleiter), ‚Leitung‘ (für Gemeinde- und Gruppenleiter), ‚kreative Gestaltung‘ (für Mitarbeitende in der Kinder- und auch in der Seniorenarbeit) sowie ‚Besuchsdienst‘ als unsere Spezialität, die auch in landeskirchlichen Kreisen gefragt war. Da diese Kurse recht günstig angeboten wurden, waren sie auch gut besucht. Ob sie auch kostendeckend waren, kann man nachträglich bezweifeln.

1.8. Behinderte und ihre Freunde

Eine ganz andere Aufgabe fiel dem Institut während der Sommerferien zu: Während alle Welt Urlaub machte und möglichst dem damals noch engen Berliner Inseldasein entfloh, fühlte sich eine Gruppe von Mitbürgern besonders benachteiligt: die Schwerbehinderten (damals durfte man das noch so aussprechen, ohne gegen die political correctness zu verstoßen). Durch persönliche Kontakte entstanden Beziehungen zu verschiedenen Selbsthilfegruppen von Menschen mit Behinderungen. Eine davon nannte sich „Behinderte und ihre Freunde“ und versuchte, für jedes von Behinderung betroffene Mitglied einen oder mehrere Partner zu finden, die bereit waren, Zeit für Kontakte und Gespräche, für Ausflüge und Feste zu investieren und – wie so oft – dabei für sich selbst Kontakte und Lebensfreude zu gewinnen. Dieses Prinzip wandten wir im Institut an, um Freizeiten für Menschen mit Behinderungen zu gestalten. Wir suchten im Vorwege Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die bereit waren sich trainieren zu lassen, um dann während der Freizeit als Partner/in einem behinderten Menschen den ganzen Tag über beizustehen.

An Menschen mit Behinderungen mangelte es uns nicht. Sie meldeten sich begeistert an, meist mehr, als wir aufnehmen konnten. Manche waren so schwer betroffen, dass wir mehrere Partner zu ihrer Betreuung rund um die Uhr für sie finden mussten. Zunächst kamen die meisten Teilnehmenden aus Berlin, bald aber schrieben wir diese Freizeiten bundesweit aus und staunten nicht schlecht, wie viele nur darauf gewartet zu haben schienen. Beim Training versetzten wir die nicht behinderten Teilnehmenden immer wieder in die Lage ihrer behinderten Freunde: sie wurden im Rollstuhl durch die Stadt gefahren, mussten sich mit den Blicken der Passanten auseinander setzen, mussten lernen, sich pflegerische Handlungen gefallen zu lassen und – vor allem – die Freunde mit ihren Behinderungen in allem zu respektieren, was sie selbst machen konnten, auch wenn es länger dauerte. Da mussten manche Abschied nehmen vom Helferinstinkt und Demut lernen. Da mussten wir selbst immer wieder neu den Respekt vor der Lebensgestaltung anderer lernen. Kurz: Es war ein gegenseitiges Lernen und Aufeinander-Zugehen. Innerhalb kürzester Zeit spielten die Behinderungen der Teilnehmer keine wesentliche Rolle mehr. Ihre Persönlichkeit trat dafür immer stärker hervor. Mit den damals noch unzulänglichen Möglichkeiten des Rollstuhltransports und des Transfers auf Betten und Fahrzeugsitze wurden wir mit Hilfe von kleinen, einfachen Erfindungen auf unsere Weise fertig. Mit den meist jungen Nichtbehinderten und den erstaunlich unternehmungslustigen Menschen mit Behinderungen unternahmen wir alles, was uns einfiel: Schnitzeljagden im Grunewald, Kurfürstendammbummel bei Nacht, Singen im Pflegeheim, Einkaufen in Kaufhäusern, natürlich auch Gruppen- und Bibelgespräche, Ausflug an den Müggelsee (damals noch jenseits der Grenze), Erfahrungsaustausch usw. Sogar Tanzveranstaltungen für Rollstuhlfahrer besuchten wir. Es wurde viel diskutiert und

noch mehr gelacht und – gefeiert. Die gemeinsamen Feste mit den Bethel-schwestern und ihrer Leitung bleiben unvergesslich. Am Ende hatten alle Beteiligten trotz einer gewissen Erschöpfung den Eindruck, für und über sich selbst am meisten gelernt und dazu eine große Gruppe neuer Freunde gewonnen zu haben. Dass die Schwestern und die Leitung von Bethel dabei mitgemacht haben, dafür gebührt ihnen ein besonderer Dank. Einige Praktikanten, die später selbst Pastoren wurden, haben bei solchen Freizeiten wohl eine wichtige Prägung erhalten.

1.9. Evangelische Krankenhaus-Hilfe

Etwa 1975 kam eine neue Herausforderung auf das Institut zu: Dr. Mechtild Schröder berichtete zusammen mit einer befreundeten Sozialmedizinerin von einem Programm, das die Frau des damaligen Außenministers Brigitte Schröder in den USA kennengelernt und im Rheinland bereits ausprobiert hatte. Sie nannte es „Evangelische Krankenhaus-Hilfe“ (EKH). Mit ehrenamtlich tätigen Helferinnen (es waren anfangs nur ganz wenige Männer dabei) versuchte man dort den Patienten mehr menschliche Zuwendung und Unterstützung bei persönlichen Angelegenheiten zu geben und damit auch gleichzeitig die Mitarbeitenden der Krankenhäuser zu entlasten. Nach anfänglichen Schwierigkeiten war das Programm gut angelaufen und wurde bereits in anderen Regionen nachgemacht. Die Einsatzgruppen übten verschiedene Tätigkeiten wie Besuchsdienst, Lotsendienst, Bücher- und Bibliotheksdienst, Patientenbegleitung und sogar Kiosk- und Cafeteriadienste aus.

Bundesweit gab es schon eine „Arbeitsgemeinschaft Evangelische Krankenhaus-Hilfe“ zunächst als losen Zusammenschluss der Gruppen zu gegenseitigem Austausch und zur Unterstützung mit Material. Vorsitzende war Frau Brigitte Schröder. Es gab eine Empfehlung, welche Dienstkleidung und welches Emblem zu verwenden wäre. Nach den grünen Kitteln begann man schon, die Mitarbeitenden in der Presse „Grüne Damen“ zu nennen.

Diese Ideen trafen bei uns auf offene Ohren. Mit Eifer machten wir uns daran, zunächst für die Evangelischen Krankenhäuser Westberlins den Aufbau solcher Dienste anzustreben, setzten uns dazu mit dem Evangelischen Krankenhausverband und den einzelnen Krankenhausleitungen in Verbindung, suchten auch den Kontakt zu Brigitte Schröder nach Bonn und entwarfen ein Lehrgangsprogramm für die zukünftigen Helferinnen und Helfer. Wie so oft sollte der ehrenamtliche Einsatz bei uns mit einem sechswöchigen Lehrgang, zu „hausfrauengünstigen“ Zeiten, einmal wöchentlich, beginnen, um über einen gewissen Zeitraum hinweg die einzelnen Persönlichkeiten besser kennenzulernen und die geeigneten Einsatzorte und -arten zu finden.

Unsere erste Teilnehmergruppe bestand aus neun Frauen, die wir mehr auf der persönlichen Ebene gewonnen hatten, die auch unverdrossen und lernbereit an die Arbeit gingen, nachdem wir für sie Einsatzorte gefunden

hatten. Anfangs war es mühselig, nach den Krankenhausleitungen auch die Pflegedienstleitungen und Ärzte von der Sinnhaftigkeit unseres Tuns zu überzeugen. Aber nach etwa einem halben Jahr wandelte sich das Bild. Wir wurden um mehr Einsatzkräfte gebeten. Auch die Kliniken, die sich bisher gesträubt hatten, begannen sich zu interessieren, und wir bekamen Zulauf von interessierten Frauen, die teilweise schon vorher im Kontakt mit einigen Häusern ehrenamtliche Aufgaben wahrgenommen hatten, aber nun die Schulung und Unterstützung des Instituts und der Arbeitsgemeinschaft sinnvoll fanden. Zwar konnten sie sich nicht entschließen, die grünen Kittel zu tragen. Sie wählten stattdessen ein sandfarbenes Modell (ein Marketingfehler, nachträglich betrachtet). Aber es gelang innerhalb von vier Jahren an allen evangelischen Krankenhäusern Westberlins eine oder mehrere Einsatzgruppen der EKH zu etablieren. Bei meinem Ausscheiden aus der Institutsarbeit 1980 waren 123 Helferinnen und Helfer im regelmäßigen Einsatz.

2. Der Europäische Verband freikirchlicher Diakoniewerke

Der Verband war bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts als ein Zusammenschluss der Diakonissenmutterhäuser in Deutschland und der Schweiz entstanden. Damals entstanden neue Schwesternschaften als Töchter bereits bestehender freikirchlicher Mutterhäuser an mehreren Orten in Deutschland, der Schweiz, im Elsass und auch in Norwegen. Ihre leitenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter trafen sich alle zwei Jahre zu geistlichem Austausch, gegenseitiger Unterstützung und zum Lernen von- und miteinander. In diesem Rahmen gab es noch gesonderte Treffen der Oberinnen und verschiedene Schulungsangebote, etwa für Jungdiakonissen. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Teilung Europas auch in der Diakonie besonders schmerzlich empfunden wurde, waren die im Einflussbereich des Sozialismus gelegenen Arbeitsfelder zwangsweise selbstständig und von den westlichen Häusern getrennt. In den Jahren, als Günter Hitzemann den Vorsitz dieses Verbandes hatte, stellte sich heraus, dass die Vertreter der osteuropäischen Werke nur dann zu den gemeinsamen Tagungen kommen konnten, wenn diese als europäische Veranstaltungen ausgeschrieben wurden. Also nannte sich der Verband unter Günter Hitzemanns Vorsitz „Europäischer Verband Freikirchlicher Diakoniewerke“.

Es gelang tatsächlich den leitenden Brüdern und Schwestern aus der DDR für die Teilnahme an diesen Treffen die erforderlichen Aus- und Wiedereinreisepapiere zu erhalten. Das war in den Jahren der Trennung eine wichtige Brücke über den „Eisernen Vorhang“ hinweg. Nach dem Fall der Mauer konnten die Verbindungen zwischen Ost und West gestärkt und wieder neu geknüpft werden, so dass bilaterale Beziehungen zwischen den verschiedenen Werken und Einrichtungen entstanden; auch wurden neue Werke gegründet, andere als Verbandsmitglieder aufgenommen. Der Ver-

band beschloss auch solche Werke aufzunehmen, die nicht in einer Diakonissenschwesternschaft verwurzelt sind. So kamen Diakoniewerke in Deutschland, Österreich und der Slowakei hinzu. Später auch das „Hungarian Baptist Aid“. Neuerdings sind die tschechischen Brüder und Schwestern interessiert. Heute hat der Verband 28 Mitglieder in acht europäischen Ländern.

Das alles war möglich ohne dass der Verband selbst Gelder zur Verfügung stellen konnte. Andere kirchliche Träger im Westen, besonders die Amerikaner, konnten viel Geld investieren. Aber der Europäische Verband freikirchlicher Diakoniewerke konnte nur zum gemeinsamen Beten und Hören auf Gott, zum gemeinsamen Lernen von Fachleuten und gegenseitiger Geschwisterschaft einladen.

3. Der Verband Freikirchlicher Diakoniewerke in Deutschland

Dieser Zusammenschluss war ursprünglich ein Treffen der Verwaltungsleiter deutscher diakonischer Werke und Einrichtungen, das mit Blick auf die immer stärkeren gesetzlichen Vorgaben der gegenseitigen Information und dem Aufbau einer gemeinsamen Linie und Strategie der freikirchlichen Träger diente. Günter Hitzemann kam zu der Überzeugung, dass es besser wäre, wenn diese Treffen nicht nur von den Verwaltungsleitern, sondern von allen Leitenden der Diakoniewerke besucht würden und machte entsprechende Vorschläge. Zu Beginn der siebziger Jahre einigten sich die deutschen Diakoniewerke darauf, einen eigenen Verband zu gründen. Der erhielt dadurch besonderes Gewicht, dass er als ein selbstständiges Mitglied im Diakonischen Rat des Diakonischen Werkes der EKD anerkannt wurde. Seither ist die freikirchliche Diakonie immer im Vorstand des DW der EKD vertreten und konnte so auch die Träger freikirchlicher Diakonie in den Regionen unterstützen. Dieser Verband hat heute sehr viel mehr Mitglieder als der europäische, weil auch die kleineren, gemeindenahen Werke es wichtig fanden, in ihm vertreten zu sein. Beide Verbände arbeiten aber eng zusammen. Viele Jahre hindurch hat ein „Ausschuss für Grundsatzfragen“ die Themen und Vorhaben beider Verbände koordiniert und so zum Gelingen der Tagungen beigetragen.

4. Diakonische Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Kirchen

So nennt sich eine weitere Institution, die auf das Wirken von Günter Hitzemann zurückgeht. Auch sie folgte dem Grundgedanken, die freikirchliche Diakonie stärker auf der Ebene der evangelischen Diakonie in Deutschland repräsentiert zu sehen. Zusammen mit dem DW-Präsidenten Schober erarbeitete er in den siebziger Jahren den Rahmen für die Zusammenarbeit der Diakonie von acht Freikirchen und der EKD in dieser Arbeitsgemein-

schaft. Als Geschäftsführer wurde zunächst Reiner Klare berufen, später Gotthard Schüttel und danach Klaus Pritzkeleit, der die Geschäftsführung noch heute innehat und aus seinem Blickwinkel selbst über diese Arbeitsgemeinschaft, ihre Schwerpunkte und Ziele berichtet.

5. Schlussbemerkung

Das Institut für Diakonie und Gemeindearbeit hat in den 22 Jahren seines Bestehens nach meiner rückblickenden Einschätzung tatsächlich den Zweck erfüllt, den ihm Günter Hitzemann von Anfang an zugeordnet hat. In einer Zeit, in der sich die übergemeindlichen Träger diakonischer Arbeit für den Überlebenskampf im Bereich des Sozial- und Gesundheitswesens rüsteten und ihre Kräfte bündeln mussten, hat es vielen Gemeinden Ermutigung, Schulung und Förderung für ehrenamtliche Mitarbeitende angeboten. Das ist der Weitsicht und der Großzügigkeit des Diakoniewerks Bethel und seines Direktors zuzuschreiben; denn es war mit diesem Einsatz nicht soviel Geld zu verdienen, wie er kostete.

Bemerkenswert ist die antizyklische Arbeitsweise des Instituts. Gerade in einer Zeit, in der die Mitarbeitenden der Diakonie begannen, sich immer stärker zu professionalisieren, setzte dieses auf die ehrenamtliche Mitarbeit in Gemeinden, Krankenhäusern, kommunalen Besuchsdiensten und Behindertenverbänden. Inzwischen hat die zunehmende Geldknappheit auf der einen und die Überlastung der Professionellen auf der anderen Seite die Entdeckung und Förderung ehrenamtlicher Arbeit geradezu erzwungen. Aber es geht dabei nicht nur darum einem Mangel abzuhelpfen. Ganz wesentlich ist der Gesichtspunkt, dass Leben nur dann gelingt, wenn ein Mensch sinnvolle Aufgaben bewältigen kann. Während sich viele in Sportvereinen und politischen Gruppierungen oder Vereinen einsetzen, setzt die christliche Gemeinde auf das Priestertum aller Gläubigen und erfährt eine Belebung des Ganzen dadurch, dass viele ihre Fähigkeiten und Möglichkeiten zum Wohle anderer und des Ganzen einbringen. Es lohnt sich also, viele Menschen für solche Aufgaben zu schulen und auszurüsten. Das haben inzwischen auch viele andere Institutionen kirchlicher und weltlicher Provenienz erkannt. Das Diakoniewerk Bethel und sein damaliger Direktor können für sich in Anspruch nehmen, das Prinzip der ehrenamtlichen Mitarbeit schon zu einem Zeitpunkt gefördert zu haben, als es anderswo noch gering geachtet wurde.

Als ich 1980 aus der Leitung des Instituts und aus der Mitarbeit im Diakoniewerk Bethel ausschied, übernahm Günther Funke meine Aufgaben, später Siegfried Großmann. Beide haben ihre eigenen Akzente gesetzt und sowohl der Schwesternschaft als auch den Gemeinden und Einrichtungen Unterstützung gegeben.

Mit dem Ausscheiden von Günter Hitzemann aus dem Aktiven Dienst wurde 1992 auch das Institut für Diakonie und Gemeindearbeit geschlos-

sen. Damals habe ich das sehr bedauert. Heute kann ich verstehen, dass ein einzelnes Diakoniewerk nicht auf die Dauer ein solches Angebot für Gemeinden, Vereine und Verbände vorhalten kann. Inzwischen sind auch andere Institutionen gegründet worden, die eine ähnliche Erwachsenenbildungsarbeit machen und dazu beitragen, dass die vielen Ehrenamtlichen, die bereit sind, ihre Ideen, Kraft und Zeit für andere einzubringen, gefördert und gepflegt werden. Seinerzeit hat das von Günter Hitzemann initiierte Institut für Diakonie und Gemeindearbeit einen wichtigen Beitrag dazu geleistet.